

Die Liebe ist die größte Macht

ORIGINAL-ROMAN VON ANNY VON PANHUY

Copyright by Karl Köhler & Co., Berlin-Zehlendorf. Alle Rechte vorbehalten

2. Fortsetzung.

Der Guts herr trat jetzt ein. Er hatte ein vergnügtes Gesicht und den dicken, braungrauen Schnurrbart hängen. Der Verkauf der Wiese war geglückt, ein für übermorgen drohender Wechsel konnte bezahlt werden.

Lächelnd kam er näher, lagte ein wenig burleskos: „So, nun wollen wir von dem reden, was Sie heute hierhergeführt, Herr Ulrich. Sie sagten dorthin, es wäre eine wichtige Sache.“

Fred Ulrich war dunkelhaarig, viel größer als Herr von Arnsdorf und war jählich. Sein schwarzgeschattetes Gesicht sah belmde ein wenig spöttlich aus, als er aufstand und sagte: „Ich bin gekommen, um Sie um die Hand eines der bekanntesten Arnsdorfsmädchen zu bitten. Ich habe noch nicht mit ihm über meinen Wunsch gesprochen, denn ich hielt es für richtiger, mir erst bei Ihnen die Gewissheit zu holen, daß ich auch Ihnen mit einer Bitte willkommen bin.“

Ferdinand von Arnsdorf, sehr zufrieden durch den Verkauf der Wiese, erst recht in froher Stimmung durch die Gewissheit, einen der reichsten Männer der ganzen Gegend bald Schwiegerjohn nennen zu dürfen, klopfte ihm auf die Schulter.

„Sie sind ein bißchen verlegen, mein Verehrtester, ich verstehe die Liebe nicht befangen, wenn man noch nicht ganz genau weiß, woran man ist. Aber beruhigen Sie sich, das Mädchen ahnt schon, um was es heute geht, und ich kann Ihnen verraten, sie hat sich bereits in Widis geworfen, damit sie Ihnen das Jawort würdig geben kann. Meine Frau und ich nehmen Sie natürlich mit weit geöffneten Armen in unsere Familie auf. Und nun wollen wir das Verjaßte abfügen, ich rufe das Mädchen.“

Er war schon zur Tür hinaus, und Fred Ulrich sah ihm nach; ein scharfer Zug prägte sich um seine Lippen ein. Seine Züge schienen hart geworden.

Gleich darauf wurde die Tür geöffnet. Frau von Arnsdorf, in schwarzem Seidenkleid, das Gesicht leicht überpudert, das dunkle Blondhaar glänzend gebürstet, trat herein ein. Ihr folgte in strahlender Schönheit Inge; zuletzt kam der Guts herr.

Doch ehe jemand der drei Eingetretenen auch ein Wortchen zu sagen vermochte, lächelte Fred Ulrich: „Sie verrieten mir doch eben offenerherzig, lieber Herr von Arnsdorf, das Mädchen ahnt schon, um was es heute geht, und hätte sich schon in Widis geworfen. Warum kommt es dann aber nicht mit? Ich erwarte es doch voll Unruhe. Es braucht sich gar nicht so schön zu machen für mich; mit gefällt das Fräulein auch im einfachsten Hauskleid.“

Inge erblöhte, und der rotgeschminkte Mund sah jetzt fast zu brennend aus in dem bleich gewordenen Gesicht. Frau Berna lächelte ihre Anie wanden, und der Guts herr sah ein wenig plump hervor: „Von wem reden Sie denn eigentlich? Meine Tochter Inge redet doch vor Ihnen.“

Inge rief hastig errötet und frampfhaft lächelnd: „Ich verstehe dich nicht, Vater! Was hat denn Herr Ulrichs Besuch mit mir zu tun?“

Ein seltsamer Blick aus den dunklen Männeraugen traf sie.

„Natürlich, gnädiges Fräulein, Sie errieten wohl längst den Grund meines Besuches. Ich kam, um Ihre verehrten Eltern um die Hand Fräulein Waltrauts zu bitten.“

Herr und Frau von Arnsdorf wechselten einen raschen und sehr verständnisvollen Blick, Inge aber, der zumute war, als hätte der schlanke Mann ihr mit der flachen Hand ins Gesicht geschlagen, behielt Haltung. Sie konnte sogar scheinbar vergnügt lachen, und unter Lachen brach sie hervor: „Mein Vater hat anscheinend geglaubt, Sie und ich —“

Sie brach jäh ab, als könne sie vor Lachen nicht weiter, sagte schließlich atemlos: „Zu komisch ist das! Nicht wahr?“ Sie sah ihren Vater an. „Ich sagte dir doch erst gestern, Herr Ulrich müßte sich sehr für Waltraut interessieren, ich hätte das beobachtet.“ Sie schnippte mit den Fingern. „Ein Glück, daß Sie nicht mitweggehen kamen, denn dann hätten Sie sich einen ordentlichen Korb geholt.“

Komödiantin! dachte Fred Ulrich, aber er lächelte und wandte sich zu Frau von Arnsdorf: „Darf ich wohl hoffen, daß Fräulein Waltraut mir gütig gesinnt ist?“

Berna von Arnsdorf hatte sich schnell mit der neuen Hoffnung angefreundet. Sie nickte eifrig. „Ich glaube dessen sicher zu sein!“ Sie hatte überlegt, schließlich war es wohl ziemlich gleich, welches der beiden Mädchen die glänzende Partie machte. Da Inge ja Fred Ulrich nicht liebte, würde sie über die Enttäuschung rasch wegkommen.

Sie beauftragte Inge: „Hole doch Waltraut und bring sie her!“

Inge ging sofort; aber Frau von Arnsdorf folgte ihr bald. Man konnte bei Waltraut nicht wissen, wie sie die überraschende Werbung aufnahm.

Die Herren unterhielten sich ein bißchen geblüht. Es war jetzt etwas zwischen ihnen wie eine Mauer von Feindschaft.

3.

Im ganzen Haus suchten Inge und ihre Mutter Waltraut vergebens. Schließlich dachten sie an den Pavillon. Inge ging neben ihrer Mutter her wie ein Automat. Sie dachte das Bewegte ihrer Glieder wie einzelne Rade, und ihr Gesicht war kaltweiß von der Erregung, die sie eben erlebte — eine Enttäuschung, die sie wie eine fressende Wunde spürte. Im Hause hatte sie über die Enttäuschung kein einziges Wort verloren — aus Furcht, sich zu sehr gehen zu lassen, aber als sie neben der Mutter

durch den Park schritt, dem Pavillon zu, brach es wie ein Wutschrei aus ihrer Brust: „Was bedeutet das nur, Mutter? Er hat bestimmt ganz deutlich merken lassen, er wäre in mich verliebt. In mich! Und ich hatte das ganz sichere Empfinden, er wolle schon auf der Gehlehdalt bei Vandrats etwas zu mir sagen. Ich konnte und konnte also nur annehmen, er käme heute meinemogen. Warum handelte er nun so bezeichnend, so ganz unverständlich? Wie habe ich bemerkt, daß er Waltraut besonders beachtete. Er war stets freundlich und höflich zu ihr, mich aber zöhenete er aus. Seine Blicke suchten mich immer und immer wieder.“ Sie fakte die Mutter am Kermel. „Welche doch einmal sehen, Mutter, ich kann ja kaum weiter vor grenzenloser Aufregung. Sprich doch endlich, wie denkst du über das Unglaubliche?“

Berna von Arnsdorf war schengeblieben. Sie war genau so erlaunt, ja, verblüfft gewesen über die Werbung Fred Ulrichs um Waltraut, wie Inge selbst, aber sie hatte sich schon damit abgefunden. Und so, wie sie jetzt die Dinge ansah, wollte sie alles auch der Tochter klarmachen.

Sie lächelte. „Von meiner Verwunderung habe ich mich inzwischen erholt, und da es eigentlich gleichgültig ist, ob durch dich oder Waltraut unser Gut vor dem Zusammenbruch gerettet wird, bleibt doch im Grunde alles, wie es gewesen. Es ist nur ein wahres Glück, daß du dich nicht in Fred Ulrich verliebt hast.“ Sie jammerte: „Wenn man so aussieht wie du, findet man noch Männer genug. Wollen uns damit trösten, daß Ulrich wenigstens um eine von euch beiden angehalten.“

Inge sah die Mutter mit flackernden Augen an.

„Ganz so einfach, wie du das aussieht und auch mir klarmachen möchtest, sieht die Sache für mich doch nicht aus. Nein, bestimmt nicht. Fred Ulrich hat mich getränkt, hat mich schwer beleidigt. Ich mußte glauben, er wollte mich zur Frau. Dente nur an die peinliche Szene, als er vor mir stand und Waltrauts Namen aussprach. Er mußte uns allen anehen, was wir erwarteten, und das hat er auch getan. Ich habe sogar das ganz bestimmte Gefühl, es mocht ihm Freude, mich ordentlich zu demütigen.“ Sie rief am rechten Kermel der Mutter herum. „Aber ich komme nicht dahinter, warum das alles. Er mußte mich demütigen und hat das alles getan, aber der Anlag dazu ist rätselhaft.“

Frau von Arnsdorf zuckte die Achseln.

„Verbrich dir nicht den Kopf. Wir irren uns wohl alle, Vater, ich, du und Waltraut, als wir an Ulrichs Liebe zu dir glaubten.“ Sie klappte, wiederholte den Namen: „Waltraut“ wie tragend und sagte dann: „Waltraut benahm sich sonderbar, als uns Herr Ulrich gemeldet wurde. Erwinnere dich doch. Sie mahnte dich, du dürftest nicht ohne Liebe Fred Ulrichs Frau werden.“

Inge schüttelte den Kopf.

Wenn sie eine Ahnung davon gehabt, Ulrich wäre ihremogen gekommen, hätte sie das doch gar nicht gekütert. Sie behauptete, sie hat gar keine Chancen bei ihm, sondern etwas Unbegreifliches, fast Unbegreifliches hat sich im letzten Augenblick eingemüht —, aber Waltraut mühte nur alles so hingeredet und ahnungslos getan haben, daß sie mit den reichen Freier vor der Nase weggeknippt hat. Aber zu solcher Handlungsweise ist Waltraut nicht gerissen genug.“ Ihre Augen hantden voll Tränen vor Jörn und Enttäuschung.

(Fortsetzung folgt.)

Merkwürdigkeiten

Zigigkeit.

Rembrandt besuchte seinen Freund Van Sij auf dessen schönem Landgut. Bei der Mahlzeit stellte der Hausherr zu seinem Schrecken fest, daß der zu den Speisen notwendige Senf nicht vorhanden war. Auch im Hause ließ sich keiner antreiben. So wurde dem Rembrandts Diener beauftragt, so schnell wie möglich aus dem Dorfgeschau Senf zu holen. Dem Guts herr war es unangenehm, daß man nun mit dem Essen warten mußte. Am Rembrandt solange abzuwarten, meldete er: „Wenn ich auch die Größe deines Schaffens bewundere, so glaube ich doch nicht, daß es dir gelingen würde, ein Bild von der Größe, die wir von unserm Fenster aus genießen, fertigzustellen, ehe der Senf da ist. Was meinst du, wollen wir wetten?“ Rembrandt ärgerte nicht lange, er ging die Wette ein und war vollkommen überzeugt, daß er in der Wartezeit doch ein Bild fertigbekommen werde. Er zog eine Kupferplatte aus der Tasche und rablerte die Landschaft, die sich vom Fenster aus bot. Lange, ehe der Diener mit dem Senfstopf zurückkehrte, war das Bildchen fertig, das bis heute unter dem Namen „Die Sigbrüde“ erhalten blieb.

„In der Mitte zwischen England und Frankreich.“

Einen seltsamen Prozeß führt der Kaufmann Comber aus London um die Staatsangehörigkeit seines Sohnes. Die englischen Behörden wollten nicht anerkennen, daß der jetzt zwei Jahre alte Knabe Engländer sei, weil er während einer Fahrt von Paris nach London im Flugzeug über dem Armeestanal geboren wurde; sie nehmen aber an, daß dies noch in Frankreich geschehen sei. Der Pilot des Flugzeugs, der als Zeuge vernommen wurde, gab an, daß die Geburt „in der Mitte zwischen England und Frankreich“ erfolgt sei.

Treue.

Ein jugoslawischer Offizier besuchte in Begleitung eines treuen Wurfchens jüngst auch Monte Carlo, betrat dort die Spielhalle, setzte der Wissenschaft halber einen kleinen Betrag und gewann. Wie das Glück, gerade das Spielglück, oftmals so merkwürdig trifft: der Jugoslawe gewann — er spielte bis in die halbe Nacht hinein — über 150 000 Franken. Woller Freude machte er sich dann auf den Heimweg, reichte im Hotel noch seinen treuen Wurfchen und erzählte ihm von dem fabelhaften Gewinn. Dann legte er sich nieder und schlief bald ein. Er erwachte erst, als die Sonne fast im Mittag stand. Vergebens rief er nach seinem Wurfchen. Dann kletterte er sich selber an und mußte die entsetzliche Feststellung machen, daß sowohl sein Wurfchen als auch bis auf kleine 5000 Franken die gewonnenen Geldsummen verschwunden waren. Er meldete den Diebstahl und die Flucht des Diebes der Polizei und kehrte selbst verzögert früher als beabsichtigt in seine kleine Garnisonstadt zurück. Als er in seine Wohnung hinaufschritt, öffnete ihm sein Wurfchen die Tür und strahlte ihn an.

In berechtigter Angst, daß sein Herr, der sich so gerad durchs Leben schlug, dieses viele gewonnene Geld wieder verpielte

mühte, hatte es der treue Wurfchen bis auf den letzten Rest an sich genommen und war damit schleunigst in die Heimat gefahren.

Der Fisch im Kerzenleuchter.

Das Wort für Fischerei in Kanada hat die Verwendung eines Fisches propagiert, der außerordentlich verwendungs-fähig ist. Es handelt sich dabei um den Daladon, der in den Gewässern um British Columbia vorkommt. Die Eingeborenen unterziehen den Fisch einem Trockenprozeß, durch den sie Öl gewinnen, an dem das Fleisch des Tieres sehr reich ist. Dieses Öl wird konserviert und bietet ein Fett, das sich ausgezeichnet zum Braten und Baden eignet.

Ratten und Läuse machen Weltgeschichte

Weshalb Kriege verloren gingen und Könige stürzten — Krankheiten wüteten in Staaten und Heeren Die Wanderungen hörten auf

Ein Forscher hat soeben eine umfangreiche Untersuchung über die Bedeutung von Ratten und Läusen für die Weltgeschichte fertiggestellt. Bis heute können es die Bakteriologen nicht lassen, daß im letzten großen Krieg keine ganze Völker vernichtende Seuche ausgebreitet ist. Das ist lediglich der fortschreitenden Hygiene, dann aber auch mangelhafter Zulassen zu verdanken. Dazu gehört zum Beispiel, daß die Krankheits-erreger vielfach gerade in den Kriegsjahren keine besonders günstigen Entwicklungsperioden hatten. Denn auch die haben ihre Rhythmen der Hochflut und der nur schlummernden Entwicklung und Fortpflanzung.

Aber abgesehen vom letzten Weltkrieg muß man an Hand der neueren Feststellungen anzugeben, daß durch den Typhus zum Beispiel mehr Schlachten gewonnen wurden und Kriege verloren gingen als durch große Armeen. Dabei wird besonders hervor-gehoben, daß es nicht allein auf die einfache Sterblichkeits-ziffer ankommt, die eine solche Epidemie in einem Staats-wesen verursacht, sondern auf den geschichtlichen Zeitpunkt, auf die moralische Festigkeit des betroffenen Landes und vieles andere mehr. So ist der Sturz des römischen Reiches auch dem Einbruch der verschiedenen Pestarten zu verdanken, denen Rom damals unterworfen war. Den Abschluch dürften einige Jahrzehnte schwerer Malariaerkrankungen gegeben haben. Im übrigen aber hat die ganze Schaar der schmerzlichen Pestleiden, die auch im Mittelalter Europa noch verwüsteten, auf einen Schlag über Rom.

Inwiefern Krankheiten und Seuchen an sich Völkerbewegungen veranlassen, erfährt man zum Beispiel aus den Feststellungen, daß nach neueren Vermutungen die ganzen Ent-wendungen zum großen Teil nur dadurch in Bewegung kamen, weil unter den Herde- und Kinderherden ein paar gefährliche Krankheiten durchbrachen, die den Bestand stark verminderten und so in den von Krankheit befallenen Gegenden die Kraft der menschlichen Völker erschütterten.

Man nimmt auch heute an, daß bei der Eroberung Ameri-kas durch die Spanier weniger die Feuerwaffen der Spanier

Troß des Delphates ist das Fleisch des Daladon sehr schmackhaft und wird viel gegessen. Da der Fisch in Mengen vor-kommt, bildet er ein nicht zu unterschätzendes Volksernährungs-mittel.

Original ist aber die dritte Art der Verwendung zu Leucht-zwecken. Die Eingeborenen lassen den Fisch halb trocken wer-den, so daß das in ihm enthaltene Öl nur halb gerinnt. Dann gießen sie durch seinen Körper einen Docht und stecken ihn in einen Kerzenleuchter. So erleuchtet der Fisch eine Talgkerze, denn der Docht brennt genau so wie in Stearin.

Vielleicht bemächtigt sich bald eine Inzucht dieser Oula-shon, um den „brennenden Fisch“ bei weiteren Kreisen zu pro-pagieren.

und die Grausamkeiten die man ihnen heute zur Last legt, an der teilweise Ausrottung der Indianer die Schuld trag, als vielmehr die Einfuhr einiger Schiffsladungen von Heerde-schlingen, die den Indianern die Pocken brachten. Man schätzt, daß 3 Millionen Indianer in verhältnismäßig kurzer Zeit diesen Pocken erlagen.

Andere Krankheiten, die die Eroberer aus Amerika mit-brachten, waren damals in Europa so häufig wie heute etwa der Schnupfen. Man hat sie mit Mühe niederkämpfen können, sofern nicht die allmähliche Immunisierung der Menschen hier ebenfalls mithalf.

Der Typhus wurde eigentlich erst im 17. Jahrhundert in Europa einwandfrei festgelegt. Napoleon verlor bei einer Gelegenheits ein ganzes Armeekorps an dieser Krankheit. Im Krimkrieg starben mehr Menschen am Typhus als an ihren Wunden. In der Nachkriegszeit wurden in Rußland 30 Mit- lionen Typhusfälle mit mindestens 3 Millionen Toden geschätzt.

Doch heute in Europa die Läuse und Ratten die als Verbreiter der pestilenzähnlichen Krankheiten in Frage kommen, weniger gefährlich geworden sind, liegt eigentlich daran, daß sie sich zu Haustieren entwickelten. Sie haunten nicht mehr auf die Wette gehen und so die Krankheitskeime von einem Stadt in die andere tragen. Heute bleiben die einzelnen Rattenarten tatsächlich schon auf einzelne Stadtviertel beschränkt. Wischen muß man natürlich von zufälligen Einbrüchen, die in Säfen erfolgen, wo Ratten mit Heberfüßchen ankommen und Säufe durch Passagiere an Land gebracht werden.

3. St. ist Preislöse Nr. 8 gültig.